

Die Sittenschilderungen

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **7 (1901)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glich also das selb wider schallt (N. B.);
under der rosen sagen (S. 3.).

Auch Euphemismen hat Murner, aber selten, da er die Sache gleich beim rechten Namen zu nennen liebt. Der feldglock flöppel werden bedeutet an den Galgen kommen (S. 3.); die zen wischen am hemde (Geuchmatt — mit dem Zusatz: ich meine die, do hinten ston).

Nach diesen Beispielen kann man urtheilen, wie originell Murners Sprache bei all ihrer Verbotheit ist.

Die Sittenschilderungen.

Von den Zuständen zur Zeit der Reformation erhält man bei kaum einem Schriftsteller ein so anschauliches Bild, wie bei Murner. Gutten, Luther selbst und der ganze Troß von namhaften und namenlosen Mitstreitern richteten ihre Angriffe in erster Linie gegen die Mißbräuche der Kirche. Murner dagegen ließ keinen Punkt des öffentlichen und privaten Lebens aus den Augen. Ueberall sieht er Narren, die er mit seinem Spotte zu bessern sucht. In gewissem Sinne steht er in seinen frühern satirischen Schriften noch über den Parteien. Das beweisen vor allem seine Angriffe auf die Geistlichkeit. Er wollte eine Reformation, eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse, aber nicht im Sinne Luthers, nicht durch Beseitigung des Papstes und Gründung einer neuen Kirche, sondern durch Besserung der bestehenden. Murner wollte in konservativem Sinne reformieren; Luther that es radikal; darum aber verstummten später Murners Angriffe auf die Verdorbenheit des Klerus, in denen er bisher mit Luther übereinstimmte, sobald er merkte, worauf eigentlich Luther zielte.

Ein scharfer Witz und eine außerordentlich gewandte Rede waren Murners Waffen. Er führte den Kampf mit seinen Gegnern, ob es nun Narren im allgemeinen Sinne waren oder nur solche, die er dafür hielt, geschickt und mit einer gelungenen Selbstironie, indem er sich unter den Narren mitzählte. Aber während er sich so als feindenkenden Kopf zeigte, gab er seinen Feinden eine Blöße zum Angriff, weil sie nun in plumper Weise seine Selbstironie für Wahrheit ausgaben. Bei allem ist Murners Charakter keineswegs anziehend. Verbitterung ist doch zu vorherrschend, Humor fehlt, nur scharfer, beißender Witz ist ihm eigen. Eine gewisse gallige Gemütsart schimmert überall durch, und Liebe zu den Menschen fehlt dem Mönch gänzlich. Dies muß gesagt werden, unbeschadet seiner angedeuteten bessern Eigenschaften, worunter Freimut nicht die letzte Stelle einnimmt.

Nicht der geringste Beweis für Murners Freimut ist es, daß er sogar die politischen Verhältnisse*) in den Kreis seiner Satiren zog. Den Papst und den Kaiser machte er verantwortlich für die Schäden des öffentlichen Lebens. Mit scharfen Strafen sollten sie einschreiten, der Papst gegen die Geistlichen, der Kaiser gegen die Fürsten. Daß die Geistlichkeit so entartet war, daran war die Lockerung der Disciplin, welche von oben ausging, schuld. Daß aber das deutsche Reich so zerrissen war, so machtlos nach außen, das hatten die Fürsten zu verantworten in ihrem Ungehorsam gegen den Kaiser. Den Fürsten galt darum Murners Warnung und Ermahnung. Der Kaiser sei nur ein einzel-

*) N. B. Kap. 92.

ner Mann und könne nichts ausrichten ohne Unterstützung. Die Franzosen und Italiener sähen diesen Unfug gern, denn so hätten sie vom Reiche nichts zu fürchten, aber Deutschland gerate in Verachtung. Den Vorwurf, er habe sich nicht um diese Dinge zu kümmern, er solle nur seine priesterlichen Obliegenheiten verrichten, weist Murner entschieden zurück. Deutschlands Schande muß jedem zu Herzen gehen, denn wenn die Türken die Ohnmacht des Reiches zu einem Angriffe benutzen, so müssen alle darunter leiden. Die Reichsstädte bekommen auch ihren Teil zu hören. Die Bürger lebten in Saus und Braus, suchten in der Mode dem Adel nachzuahmen, aber wenn der Kaiser Geld von ihnen wollte für den Türkenkrieg, dann schrieen sie über Armut. Für Schützenfeste hatten sie Geld genug, aber nie für das allgemeine Beste Deutschlands, dem diese Engherzigkeit der Städter zum Fluche gereichte. Die Bauern ihrerseits ergaben sich der Trunksucht und der Faulheit, und wenn sie dadurch in Not und Armut kamen, so sollten die obern Stände die Schuld daran tragen, und die Bauern entfalteten die Fahne des Aufstands. So schienen alle Stände sich zum Untergange des Reiches verschworen zu haben. — Aus dieser Schilderung geht hervor, wie patriotisch Murner gesinnt war. Ob schon der Dichter mit der Narrenkappe auf dem Kopfe spricht, merkt man es seiner Klage an, wie tief ihn die allgemeinen Uebelstände schmerzten.

Bittere Klage führt Murner über die Verdrehung des Rechts*) und die Unwürdigkeit der Rechtsgelehrten. Er konnte mitreden. Hatte er doch selbst die Rechte

*) Vgl. Narrenbeschw. Kap. 21, 23 und 91.

studiert und 1519 in Basel als doctor utriusque juris promoviert. Auf den Hochschulen zeichneten sich die Juristen aus durch liederliches Leben, beschäftigten sich nach Murners Behauptung mehr mit „der megd für-duch“ als mit dem corpus juris, und kamen dann sehr mangelhaft gebildet zu Amt und Würde. Von solchen Richtern ließ sich wenig Gerechtigkeit erwarten. Sie zogen die Prozesse absichtlich in die Länge, plagten und rupften besonders die kleinen Leute und schleppten die Entscheidungen womöglich bis vor die letzte Instanz, nach Rom, da denn der Privatmann mit seinen Geldmitteln nicht nachkommen konnte. Bestechung und persönliche Begünstigung war so verbreitet, daß es dem Bürger oft geradezu unmöglich wurde, zu seinem Rechte zu kommen. Murner steht mit seinen Schilderungen nicht allein da. Gutten und viele andere bezeugen dasselbe. Für die traurigen Rechtszustände im Reformationszeitalter braucht nur an die bekannte Geschichte des Kuhlhaas erinnert zu werden, die auch ohne das, was Kleist hinzugedichtet hat, genug Charakteristisches enthält. So nennt denn Murner mit vollem Rechte die Juristen böse Christen.

In den Vordergrund des Interesses tritt auch bei Murner der Angriff auf die entartete Geistlichkeit. Der schlimme Zustand der Kirche und ihrer Vertreter war das größte Uebel der Zeit und hat ja darum die wichtige Aenderung bewirkt. Aus den meisten Schriften der Zeit schallt uns die gleiche Klage entgegen. Die Geldgier, die Unzucht, die Herrschsucht der Pfaffen war das beliebteste Thema.

„Erzpriester, bischoff und dergleich,
Die all der kirchen werden reich.

Und leben niemands doch zu gut.
Allein uf prassen stet ir mut.
Und essen, trinken, was wol schmeckt,
Mit zobel marder werden gedeckt.
Die woche gen si zwier ins badt,
In feisten schauben, weichen wadt.
Mit frouen scherzen, müßig gan,
Und alles lusts sich nemen an.“

So schreibt Ulrich von Hutten in seiner „Klag und Vermahnung gegen den übermäßigen unchristlichen gewalt des Papstes zu Rom.“ Murner klagt über dieselben Mißbräuche und oft noch schärfer, ob schon er selbst Mönch war und blieb. Die Priester verstanden, wie Murner berichtet, die Schrift schlecht und hielten selbst nicht, was sie predigten. Je nachdem einer großes oder kleines Opfer brachte, machten sie den Eingang zum Himmel weit oder schmal, denn nur nach Geld stand ihr Sinn. Blieb man ihnen nur das Geringste schuldig, so waren sie gleich mit den schwersten Kirchenstrafen bei der Hand. Um nichts, „um drei Haselnüsse“, wurde der Bann ausgesprochen, wurden Kerzen von der Kanzel geworfen, so daß sie erloschen, sinnbildlich anzeigend, daß das Licht des Glaubens und der Gnade für den Gebannten nicht mehr leuchte. Solche Strafen waren häufig, geschahen, wie Murner behauptet, jeden Sonntag auf dem Lande, und die natürliche Folge war, daß man sich um den Bann bald überhaupt nicht mehr kümmerte. Während die Ordensgeistlichen von Armut sprachen, hatte jeder drei oder vier Röcke, um sich zu bekleiden. Für alle ihre Handlungen, die Sache des Amtes waren, nahmen die Priester Geld. Sie fingen jede Predigt damit an, daß sie Geschenke forderten, denn von den Gaben

hing nach ihrem Vorgeben die Frömmigkeit ab. Auch die höheren Geistlichen zeigten solche Geldgier. Wenn ein Bischof Geld nötig hatte, dann ließ er ein strenges Gebot ausgehen, jeder Pfaffe müsse seine Köchin fort-schicken. Da nun keiner dies thun wollte, sondern jeder lieber eine große Summe bezahlte, floß das Geld in Strömen dem Bischof zu. Der Fiskal, der das Geld eintrieb, wußte die Summe zu steigern, damit auch für ihn dabei etwas herausjah. Die Pfaffen ihrerseits suchten sich an den Bauern schadlos zu halten, verlangten den Opferpfennig, das Beicht- und Taufgeld und trieben den Zehnten mit aller Härte ein, indem sie, wie erwähnt, den Schuldner bannten. An vielen Orten hatten sie den sogenannten Erbfall, d. h. sie durften das beste Stück des Nachlasses an sich nehmen.

Daneben griff die Simonie, der Handel mit geistlichen Aemtern wieder um sich. Wer am meisten bezahlte, erhielt die Pfründe und suchte durch Schinderei der Bauern wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Wenn der Papst einen Ablass verkünden ließ, — Murner spricht selten vom Ablass, und wo er's thut, ohne Tadel der Sache — so nahmen die geistlichen und weltlichen Fürsten auch ihren Teil davon. Wallfahrten wurden nur noch zu entfernten Heiligen unternommen, denn die nahen thaten keine Wunder mehr; aber auch dabei war es nur auf Geld abgesehen. Wollten die Leute mit ihren Opfergaben nicht gleich herausrücken, so warf der Pfaffe zuerst einen Heller ein, zur Anlockung, wie Murner sagt, denn nachher steckte der Pfaffe doch alles Geld ein. Oder er fing den Lobgesang nochmals von vorne an, wenn es ihm schien, es seien nicht genug Gaben geflossen. So lange einer noch kein Amt hatte, that er

demütig und bescheiden; hatte er die Pfründe, so schindete und plagte er die Bauern wie die anderen. Alles war käuflich, nicht nur die Pfründen, deren jeder so viele als möglich an sich zu bringen suchte, sondern auch die Sakramente. Sündenvergebung, Heil und Seligkeit mußte man kaufen. Was die Priester doch umsonst bekamen von Gott, das bekam der Laie nur um Geld. Gott selbst würde mit Kolben verjagt, wenn er jetzt auf die Erde käme, aber kein Geld hätte. Auch die Klöster nahmen keinen auf, er böte ihnen denn Gaben. (Es sei hier nur an Jeker erinnert, der sein Hab und Gut, fünfzig Gulden, ein Stück Damast und ein Stück rote Seide hergeben mußte, ehe ihn die Dominikaner aufnahmen.) Man sieht, Murner ist in seinen Klagen über die Geldgier der Geistlichen ein Vorläufer der Reformatoren.*)

Schonungslos geißelt Murner auch die Unsitte der Pfaffen und Mönche. Hielt sich doch jeder Pfaffe seine Köchin, mit der er in wilder Ehe lebte, so daß das Gelübde der Keuschheit beinahe von keinem gehalten wurde. Dabei kleideten sich die Pfaffen prächtig in Damast, und die Köchinnen gingen in Sammt und Seide. Die Pfaffen schämten sich ihrer Kinder nicht. Sie ließen die Söhne studieren und brachten die Töchter bei höheren Geistlichen unter, damit sie doch bei der Kirche blieben. Ebenso schlimm stand es in den Klöstern. Mönche verließen ihre Klauen des Nachts und zogen auf Abenteuer aus; sie erhielten aber auch Besuche von Weibern. Die Nonnenklöster waren verrufen wegen ihrer Unsitte. Murner schreibt dies größtenteils

*) Vergl. Narrenbeschw. Kap. 20, 25, 32, 33, 35, 38, 40, 42.

dem Umstande zu, daß die meisten Nonnen gezwungen sich ihrem Stande widmeten, so besonders die Töchter verarmter Edelleute. Diese Unglücklichen gerieten dann um so leichter auf Abwege, weil sie den Zwang nur mit Groll ertrugen, ja gerade, meint Murner, auf diese Weise sich an ihren Eltern rächen wollten. Murner nennt die Klöster geradezu das Spital der Edelleute. Die hohe Geistlichkeit ging übrigens mit dem schlechten Beispiel voran. Noch schlimmer als mit den Nonnen stand es mit den Beginen, jenen Frauen, die in geistlichem Gewande sich herumtrieben, aber sehr oft gemeine Dirnen waren, Heuchlerinnen, welche lange in der Kirche weilten, für das kleinste Vergehen sich selbst die größten Bußen auferlegten, aber große Fehler daneben ungescheut begingen, in die Klöster und in die Häuser der Pfaffen liefen und aus Kupperei und Verleumdung ein Gewerbe machten. Das Wohlleben der Pfaffen und ihrer Zuhälterinnen war sprichwörtlich. — Auch in der Ausübung des Gottesdienstes war nicht alles, wie es sein sollte. Murner tadelt es, daß Kirchenlieder nach weltlichen Melodien gesungen wurden, Gassenhauer mit geistlichen Worten. Am meisten verdrossen ihn aber die Gemälde der weiblichen Heiligen in der Kirche, die so gemalt wären, mit prächtigen Kleidern und offener Brust, daß man nicht wüßte, ob es eigentlich Heilige wären, oder ob sie aus dem Frauenhause kämen.*)

Mit diesen Angriffen auf die Geistlichkeit machte Murner den Reformatoren ein großes Zugeständnis, das er später vergeblich in der Schrift vom Lutherischen Narren wieder zu entkräften suchte.

*) Vergl. N. B. Kap. 28, 31, 39, 47, 57, 74, 77, 22.

Die Verteilung der Aemter und Würden war ungerecht, da ganz Ungebildete durch Geld oder Fürsprache zu den höchsten Stellen gelangten. Edelleute und Fürsten kauften sich die Pfründen, ließen aber das Amt durch Kaplane verrichten und zogen nur den Nutzen davon, lebten ritterlich, gingen auf die Jagd und fochten Fehden aus und waren alles, nur nicht Priester. Viele Geistliche konnten weder lesen noch schreiben, geschweige daß sie Latein verstanden. Mußten sie einmal die Messe celebrieren, so lernten sie die lateinischen Worte auswendig und plapperten sie sinnlos her. Sie brauchten, wie Murner sagt, nur Lichter und wendeten Blätter um, das war ihre ganze Weisheit. Noch schlimmer stand es, wo, der Unsitte der Zeit gemäß, ein unmündiges Kind zum Bischof geweiht wurde. Dann konnten die Priester den kleinen Bischof an der Hand führen und ihrer eigenen Genuß- und Herrschsucht die Zügel schießen lassen.*)

Die Lage der Kaplane und Defane dagegen, welche die hohen geistlichen Fürsten vertreten mußten, war traurig. Die Defane, welche eigens dazu bestellt waren, im Namen des Kapitels gegen Mißbräuche Einspruch zu erheben, mußten jetzt vor Amtsantritt einen Eid ablegen, sie wollten sich nicht in des Bischofs Sachen mischen, sondern alles gehen lassen. Ebenjowenig durfte der Kaplan dem Pfarrer widersprechen, sondern mußte sich ihm bescheiden fügen, mitsingen, wenn die Köchin dem Pfarrer das „puer natus“ sang, alle Lasten des Amtes tragen und sich dafür mit geringem Lohne, mit einigen Kreuzern, einem Paar Schuhe und zwölf Schuh-

*) Vergl. N. B. Kap. 27, 35, 58, 72. Schelmenz. 44.

bändern, wie es Murner drastisch ausdrückt, begnügen. Faulheit war das Krebsübel der Priester und Mönche. Viele drängten sich in die Klöster, nur um faulenzten zu können, Leute, die längst am Galgen hingen, wenn sie nicht zu einem Orden gehörten. Viele nährten sich von Bettel und Betrug. Niemand hielt den Orden, denn der Teufel war Abt. Die Sakramente wurden von den Priestern selbst verachtet, darum natürlich von den Laien. Daß die Leute auch kein Zutrauen mehr zu den Heiligen hatten, ist nicht zu verwundern. Wundern muß man sich aber, daß Murner nach Schilderung all dieser heillosen Zustände, die um so frappanter sind, als ein Mönch der Darsteller ist, nichts von der Reformation wissen wollte, sondern dem Papst treu blieb und gegen die Feinde der Klöster wetterte.*)

Der Adel war mindestens so schlecht wie die Geistlichkeit; nur auf andere Weise. Sein schlimmster Fehler war die Straßenräuberei, die Murner Sattelnahrung nennt. Keine Straße, kein Fluß war sicher vor den adeligen Räubern, die sich ihre Nahrung mit dem Sattel, d. h. mit dem Ausreiten auf Raub erwarben. In witziger Weise läßt Murner, anspielend auf die Entdeckungen, die Raubritter sagen, sie könnten auch Inseln entdecken, da man Silber, Gold und Spezereien finde, und zwar lägen dieselben im Rhein und in der Donau. Gemeint sind natürlich die Kaufmannsschiffe. Aber die Fürsten waren mit schuld an der Unsicherheit der Straßen. Sie gaben den Kaufleuten Geleit um schweres Geld und verdienten so auch etwas an ihnen, während diese Einnahme ihnen bei

*) Vergl. N. B. Kap. 19, 54, 25, 27, 64, 83, 75.

völliger Sicherheit der Straßen entgangen wäre. Interessant ist, daß Murner als Beispiel für die üblen Folgen der Sattelnahrung das Schickſal des Herzogs Karl von Burgund anführt. Das Leben dieſer Raubritter war übrigens kein behagliches. Denn hatten ſie den Raub verpraßt, ſo mußte wieder ein Zug unternommen werden, und nicht immer lief das Abenteuer glatt ab. Sie plagten die Bauern, knebelten ſie und hängten ſie auf, verbrannten ihnen Haus und Hof, verwüſteten Felder und Weinberge, wurden aber gelegentlich aus Rache von den Bauern erſchlagen. Wenn ein Adliger Bauern als Unterthanen hatte, ſo wußte er ſie ebenſo zu ſchinden, wie es die Geiſtlichen mit ihren Hörigen thaten. Aus Armut verheirateten die Edelleute ihre Töchter mit begüterten Bürgern, und dieſe hielten es thörichterweiſe für eine Ehre und Standeserhöhung. Bürger, ja ſogar Bauern kauften ſich Adelsbriefe und wollten es den Rittern gleichthun. So war die ehemalige Würde des Adels zu Murners Zeit verſchwunden*).

Für die Bauern, die von jedermann gedrückt wurden, zeigt Murner Mitgefühl. Durch Zölle und Abgaben, namentlich durch den Zehnten wurden ſie ſchwer heimgeſucht. Adel, Geiſtlichkeit, Bettler, ſahrende Schüler und Kriegsleute, alle ſuchten ſich auf Koſten des Bauers zu bereichern. War es da zu verwundern, daß ſie ſchließlich des Druckes müde, ſich empörten, den „Bundschuh aufwarfen“? Sie fingen an, ihr Gut zu verzehren, die Felder unbebaut zu laſſen, da ſie doch keinen Nutzen davon hatten, und ſuchten das Joch von

*) Vgl. Narrenbeſchw. Kap. 24, 33, 59.

sich abzuschütteln. Murner nimmt sie gelegentlich in Schutz, tadelt aber doch ihre Selbsthülfe aufs schärfste. Sie verpfändeten die Frucht am Baum und das Korn auf dem Feld und verpraßten den Erlös. Die Herren hatten das Nachsehen. Kam dann der Edle mit Klagen und der Geistliche mit dem Bann, so drohten die Bauern, den Adel zu vertreiben und die Priester zu ermorden. Aber sie verkauften die Haut des Bären, ehe sie den Bären hatten. Man könne sie auf die Finger klopfen, meint Murner, daß sie zum Pflug zurückkehren müßten. Murner hauptsächlich hat gegen Luther die Klage aufgebracht, als ob dieser an den Unruhen der Bauern durch Aufreizung schuld sei. In dem Buch vom „Lutherischen Narren“ läßt er Luther den Bundschuh schmieren. Den eigentlichen Bauernkrieg hatte Murner noch gar nicht erlebt, als er diese Satiren schrieb.*).

Die braven Landsknechte erregten besonders Murners Grimm. Liederliche Bursche, die ihr Hab und Gut verpraßt hatten, widmeten sich diesem Berufe. Unter dem Namen von Landsknechten zogen die „guten, braven Buben“ im Lande umher, plagten die Bauern, stahlen und plünderten. Ihre Heldenthaten waren: Hühner erwürgen und Weiber erschrecken; Saufen und Würfelspiel ihr Tagewerk. Das waren die frommen Landsknechte, die Murner auch höhnisch Eisenbeißer nennt. Er konnte nicht, wie Hans Sachs, diese Leute von einer gemüthlich humoristischen Seite fassen. Bitterer Ingrimm über das Schlechte ist der Grundton von Murners Satiren.**)

Neben den Landsknechten machten auch Quack-

*) Narrenbeschw. Kap. 33 und 79.

**) Narrenb. Kap. 78 und 82. S. 3. Kap. 4.

salber, Wahrsager, Zauberer und anderes Gefindel das Land unsicher. Die Arzneikunst stand auf sehr niedriger Stufe. Die Aerzte, die überhaupt etwas wußten, zeigten sich geldgierig; was der Arzt nicht nahm, das nahm der Apotheker. Aber schlimmer noch waren die alten Weiber, die mit Salben und Kräutern kurierten. Doch das alles gibt's noch heute. Dann kamen die Alchimisten, die Gold zu machen versprachen; Leute, die den Stein der Weisen oder die Quintessenz gefunden zu haben behaupteten. Andere rühmten sich, den Ring Salomonis oder den Teufel im Glase zu besitzen. Murner zeigt sich vorurteilsfrei, indem er alle diese Dinge, an die viele seiner Zeitgenossen glaubten, für Schwindel erklärt. Betrüger jeder Art suchten die Leute um ihr Geld zu bringen. Sehr häufig scheinen solche gewesen zu sein, die epileptische Zuckungen vorspiegelten, wobei sie, um mit dem Munde schäumen zu können, ein Stück Seife auf die Zunge legten. Bettler und Reliquienkrämer gehörten auch zu dieser Rotte*). Die Hagelsieder und Hexen, welche vorgaben, Hagel hervorzaubern und Kinder mit ihren Blicken lähmen zu können, werden von Murner auch den Betrügern beigezählt. Verhaßt war ihm das ganze Volk der Gaukler. Von den Komödianten und den Besitzern von Puppentheatern, von Bären- und Elefantenführern weiß er auch nichts Gutes zu sagen. Das Gefindel muß zahlreich gewesen sein und jede Art des Betruges gekannt haben. Murner wünscht, daß tausend Teufel die Rotte holen möchten.

Mit den galanten Sitten seiner Zeit zeigt sich der Dichter recht vertraut. Der Buhle mußte seiner Trauten des Morgens früh aufwarten und ihr womöglich

*) N. B. Kap. 6, 16, 30, 46.

einen Blumenstrauß bringen. Dann war er ihr bei der Toilette behilflich. Während der Messe in der Kirche durfte er sie ja nicht aus den Augen lassen. Bei den Mahlzeiten legte er ihr die besten Bissen vor. Er hofierte ihr, indem er vor ihrem Fenster auf- und abging, ihr Ständchen brachte mit der Laute oder zu ihrem Lautenspiel sang. Soweit ging es dabei zu, wie es etwa zu allen Zeiten Brauch gewesen. Aber sonderbar war die Sitte, daß die Geliebte ihrem Verehrer ein Hemd schenkte, und daß sie, um ihm ihre Zuneigung zu zeigen, ihm das Hemd eigenhändig wusch. Murner kommt in der Geuchmatt, wo er die verliebten Narren schildert, mit besonderer Vorliebe öfters auf diesen Punkt zurück, nicht ohne dabei die derbsten Glossen zu machen. Die Tänze der Zeit, da die Bursche hochaußsprangen und die Mädchen sich in die Höhe schwingen ließen, tadelt Murner bitter als Verführungswerke, die die Mädchen statt zur Ehe ins Frauenhaus führten. Das Nükeln, Streicheln und Händedrücker, das Herumstehen in den Winkeln, alles hat der Mönch beobachtet. In der Geuchmatt hat er 22 Artikel von all den Thorheiten, welche sich die Verliebten zu schulden kommen ließen. Er tadelt die Frauen, die aus Eitelkeit Ammen hielten, statt ihre Kinder selbst zu nähren. Eingehend schildert er die Kniffe der Buhlerinnen, wie sie durch kleine Geschenke den Narren verlocken, daß er ihnen all sein Hab und Gut giebt; wie sie sich zur Wehr setzen, als wie der Esel, wenn ihm der Sack entfällt. Die Schilderung aber hat Murner selbst den Vorwurf der Unsitte zugezogen.*)

*) Narrenbeschw. Kap. 4, 50, 80. Geuchmatt, 22 AA. Uhl's Neudruck p. 35—46.

Die Modethorheiten werden auch nicht vergessen. Das Reformationszeitalter hatte auch seine Gigerl, die Murner Phantasten nennt. Sie pflegten sich die Haare mit Eiweiß zu kräuseln und hielten viel auf diesen Putz, wie ja Götz von Berlichingen bekanntlich in seiner Lebensbeschreibung erzählt, ein Pole habe einst bei Tisch mit dem Messer nach ihm gestochen, weil Götz dem Gecken die Frisur mit dem Armel in Unordnung gebracht hatte. Der Bart wurde spitz zugekehrt, und die Spitze zu einem Ring umgebogen, oder vielleicht auch, wie Oswald von Wolkenstein (1367—1445) aus früherer Zeit erzählt, wirkliche Ringe und Edelsteine hineingeflochten. Das Wams hatte einen tiefen Ausschnitt, einen Lak, der fast bis auf den Gürtel reichte, und in dieser Oeffnung kam das Hemd zum Vorschein, dessen Bruststück auf mannigfaltige Weise verziert war. Oft war der Lak mit Spizen besetzt, und das Hemd mit goldenen Treffen benäht, ja manchmal mit Inschriften in lateinischen, griechischen oder hebräischen Buchstaben gestickt, wenn wenigstens Murners Schilderung wörtlich zu nehmen ist. Die Hosen lagen entweder ganz glatt an, oder sie waren, wie die Armel des Wamses, gepufft und geschlitz. Unter die Schliße war andersfarbiger Stoff untergenäht. Ursprünglich sollten die Schliße das reine, weiße Hemd aus feiner Leinwand durchschimmern lassen. Statt dessen aber wurden nur weiße Läppchen untergenäht, so daß das Hemd darunter schmutzig sein oder ganz fehlen konnte. Der Stoff des Kleides war auch bei den Bürgern sehr häufig Sammt. Es wurden auch enganschließende Mühlensteintragen Mode, wie Murner behauptet, damit die Läuse nicht heraufsteigen könnten, wie er denn die meisten Modethorheiten

so erklärt. Andere trugen geflamme, ausgezackte Kragen. Um den Hals wurde eine Kette von goldenen oder vergoldeten Münzen gehängt, oder einzelne Münzen oder Kreuze an gedrehten Seiden Schnüren. Ein leichter Mantel, bei Vornehmen mit Pelz verziert, wurde um die Schultern geworfen. Auf den Kopf setzte der Stuzer ein seidenes Barett, an die Finger steckte er goldene Ringe und prunkte auch mit anderm Schmuck. Das Facillet durfte in seinen Händen nicht fehlen. Es war dies ein feines Taschentuch aus kostbarem Stoff, mit Borten und Schnüren verziert, meist ein Geschenk der Dame. Man trug es in der Hand oder steckte es vorn in den Brustlaß. (Hebel hat bekanntlich noch den Ausdruck „Fazennettli“). Ganz schwarze Kleider und Schnüre rechnet Murner mit zur Geckerei. Die Stuzer pflegten auch in ihrem Benehmen sich auszuzeichnen. Sie nahmen Hunde mit in die Kirche und trugen unterwegs klappernde Holzschuhe, die sonst nur in den mit Steinfließen gepflasterten großen Räumlichkeiten üblich waren. Für ein Tanz- und Prunkkleid gab ein Narr nach Murner bis zu 2400 Gulden aus.

Die Frauen kleideten sich natürlich erst recht kostbar, gingen in Sammt, Seide und Purpur, trugen weit aufgeschnittene Ärmel, die mit feiner Leinwand unternäht waren. Oben war das Kleid, wie das Wams der Männer, tief ausgeschnitten, aber nicht nur vorn, sondern auch hinten, so daß man ihnen, wie Murner sagt, mitten auf den Rücken sah. Der Busen war bei anständigen Frauen meist mit einem Brustlaß bedeckt. Viele Weiber aber trugen die Brust bloß, stützten sie durch eine Art von Nieder oder stellten sie, wie Murner sagt, auf ein „scheftli“. Ueber diese Unsitte konnte

sich der Mönch durchaus nicht beruhigen. Er warnt die Frauen davor, ihre Blöße so gleichsam zum Verkauf auszustellen, und ruft ihnen zu: „ir reizet münich, laien, psaffen!“

Anderere trugen auch hohe Kragen, breit mit Spitzen besetzt und eng um den Hals anschließend; mit silbernen oder goldenen gedrehten Schnüren war der seidene Brustlatz verziert. Um den Hals trugen die Frauen Ketten von Gold, Perlen oder Edelsteinen. Diese Halsbänder waren mit goldenen Schlössern versehen und dabei oft ziemlich breit, so daß Murner sie mit den Halsbändern vergleicht, die die Hunde in Ungarn trugen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung war ein gefälteltes Tuch; statt dessen wurden aber auch goldgestickte Hauben oder Barette getragen. Die Kofetten rieben sich den Hals mit Schönheitswasser ein oder auch mit duftendem Wasser, um Wohlgeruch zu verbreiten. Kinn und Wangen wurden geschminkt. Köstlich beschreibt der Dichter das Auftreten einer solchen Kofette, wie sie geschminkt und in Sammt und Seide gekleidet, mit Gold und Edelsteinen beladen, einhergeht, wie sie auf dem Markt die Hand ausstreckt und fragt: „Was kostet der Fisch?“ und dann den Fisch hin- und herzieht, damit man ihre kostbaren Ringe bewundern könnte; wie sie sich von der Magd den Stuhl in die Kirche nachtragen läßt, aber nicht „bei armen Weibern“ sitzen will. Auch mit den Satiren auf die Modenarren ist es Murner bitter ernst. Er hält den eitlen Weibern vor, daß auch ihr Leib nur für die Verweßung bestimmt sei, und ruft den schöngepukten Damen zu:

„Wan ich kleider hulen will,
Der find ich bei den köuslern vil.“*)

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird nicht ungerügt gelassen. Murner sagt, Julius Cäsar habe sich aufgehalten über die Gefräßigkeit der Deutschen, aber was er wohl jetzt sagen würde? Nicht weniger als sieben Mahlzeiten werden von ihm namhaft gemacht. Zuerst kam das Frühstück; dann das Betbrot nach dem Morgengebet; hierauf die Hauptmahlzeit mit Fisch und Fleisch und so vielen Schüsseln, wie sie nicht einmal Kleopatra gehabt habe; weiter das Abendessen; sodann das Nachtmahl, wieder reichlich; darauf die Collation, der Trunk nach dem Abendbrot, und endlich noch der Schlastrunk, zu dem gebratene Birnen und Zuckerstücken genossen wurden. Diese Unmäßigkeit in Speise und Trank habe den Deutschen im welschen Lande den Spottnamen der vollen deutschen Schweine eingetragen. Auffallen mag es, daß Murner die günstige Gelegenheit nicht benützt hat, die Narren, die sich bei Tisch schlecht aufführen, zu geißeln. Sebastian Brant hat bekanntlich ein sehr interessantes Kapitel (111.) darüber in seinem Narrenschiff, über die „Unzucht“ bei Tische.**)

Endlich sei noch zweier Krebsübel der Zeit gedacht, des Wuchers und der Lebensmittelfälschung. Zu Murners Zeit kam der Wucher unter den Christen auf, darum nennt er den Betrieb dieses ursprünglich jüdischen Geschäftes, wie schon Brant, „mit dem Judenpieß rennen“. Aber die Christen nannten das eine Wechsel-

*) N. B. Kap. 9, 12, 14, 26, 34, 41, 44, 69, 86, 94.
Auch G. M. u. S. 3.

**) N. B. Kap. 48.

bank, eine schöne Bemäntelung einer schlechten Sache, meint Murner, der das Treiben der Geldmenschen in Frankfurt kennen gelernt hatte. Er brandmarkt den Vor-
kauf, wodurch einige wenige sich bereicherten zum Schaden
des geringen Volkes. Alle alten Weiber wollten als „grem-
pen“ (Trödlerinnen, schweizerdeutsch „grämplere“) etwas
verdienen. Sogar am Sonntag hielten sie Branntwein
feil. Möchten sie alle verbrannt werden! wünscht der
Dichter.

Die Lebensmittelfälschung streift Murner nur, und
zwar nennt er die Weinfälschung, die besonders in
Bezug auf die Farbe des Weines geübt wurde. Aus-
führlicher handelt davon Brant, der Salpeter, Schwefel,
Totenbeine, Potasche, Senf, Milch, unreines Kraut als
Dinge nennt, womit der Wein verfälscht werde (N. S.
Kap. 102.) Daß Murner Brants Buch als Quelle
benützt hat, ist längst bekannt. Daß er aber doch völlig
frei gestaltet und gedichtet hat, das hat Spanier in den
Beiträgen von Paul und Braune gezeigt (18, 1—71.)
Auf das Verhältniß der beiden Dichter einzutreten, kann
ich mir also ersparen.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Sind
die Zustände jener Zeit im allgemeinen auch bekannt,
so ist es doch von Interesse, zu sehen, wie sich dieselben
in den Werken des geistreichen Franziskaners wieder-
spiegeln, wenn seine Satiren auch keine Kulturgeschichte
im strengen Sinne sind. Die sprichwörtlichen Wen-
dungen sind dem Sprachforscher jederzeit ein Genuß,
zumal da die Sprache der Neuzeit so viel an ursprüng-
licher Kraft verloren hat. Möge diese Arbeit ein wenig
dazu beitragen, das Interesse für den Dichter zu ver-
mehren.
